Zu Allschwil auf dem Rosenberg

Autor(en): Hedy Weber-Dühring

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 1988

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/a6ef48da-f976-4203-bc91-eb12e3aea20a>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Basler Autoren

Hedy Weber-Dühring

Zu Allschwil auf dem Rosenberg

Das Haar ist weiss geworden.

Weiss, wie die zarten Kirschblüten, die in ihrer kurzlebigen Vergänglichkeit über Nacht sich gelöst und nunmehr den taufrischen Rasen bedecken.

Vergänglichkeit im Kreislauf alles Lebendigen.

Nachdenklich schaue ich auf den weiss schimmernden Teppich. Verwirrt geistert eine dicke Hummel vor den Scheiben. Was weiss sie schon von dem, was war, was nicht ewig sein kann, vom Abschiednehmen von denen, die man geliebt in einem langen Leben.

Die Zeit nimmt sich ihr Teil. Gnadenlos mitunter und ohne Scham.

Erinnerungen werden lebendig.

Ach – Zeit, wo bist Du geblieben.

Irgendwann wird auch der Mantel des grossen Schweigens um mich sein – auf meinem Wege hin zur anderen Seite.

Irgendwann . . .

Nachdenklich und mitunter auch still vergnügt hocke ich hinterm Fenster auf meinem ach so geliebten Berg.

Dem Rosenberg in Allschwil.

Wenige Meter nur von der Grenze zum Elsass.

Eigentlich ist er gar kein so richtiger Berg.

Allenfalls ein Hügel, hinter dem sich die Felder strecken. Nach Westen, ins Französische.

Mit Recht aber kann man sagen, dass er eine Anhöhe ist.

Der Rosenberg – der mit den Jahren viel gefragt

worden ist als Domizil, als Flecken für ländlich hübsche Häuser mit anmutig beschaulichen Gärten. Und heute noch mit einer bemerkenswert guten Luft.

Ich habe sie wachsen sehen, die himeligen Behausungen.

Nunmehr weit über 30 Jahre.

Aber wo in aller Welt, wo in drei Kontinenten fand ich diesen Himmel, der mehr ist als nur ein Himmel, sondern ein Spiegel, tausend Spiegel, in denen sich mir alle Elemente offenbaren. Alle Farben, alle Stimmungen, aller Reiz und alle Harmonie der Schöpfung.

Wo dieser Garten, der nicht nur ein Garten, sondern mein ist.

Mein winziges Paradies, und darin meine höchste und reine Freude.

Das Wunder beginnt mit den ersten leuchtend goldgelben Forsythien am frühen taufrischen Morgen.

Ich beuge mich über den schönsten, dichtesten Zweig, lasse mir die Wangen streicheln und bilde mir ein – bei ihrem herbsüssen Duft und bei geschlossenen Augen, dass es Hände sind. Von einem Menschen, der mir einmal in glücklicher Zeit sehr nahe gestanden hat.

Wenn die Zeit der Tulpen gekommen ist, laufe ich barfuss durch das Gras.

Die Kelche sind nieder, wild und einfarbig. Nicht die Spur von gezüchtetem Lila oder von geflammten Papageientönen.

Zuweilen entgleiten sie meinen Blicken, weil ich mich mit weit ausgebreiteten Armen von der schmetterlingshaften Grazie der kobaltblauen Iris anspornen lassen und dabei ein wenig Gymnastik treiben will, für die ich sonst keine Gekuld aufbringe.

Manchmal radelt ein Junge vorbei.

«Guten Morgen», ruft er.

Aber ehe ich antworten kann, ist er bereits hinter der Mauer um die Ecke verschwunden.

Wie schade. Ich hätte gerne eine Weile mit ihm geplaudert.

Seine leicht belegte Knabenstimme, sein blasses Gesicht, seine blanken graublauen Augen wecken Kindheitserinnerungen in mir. Das Bild eines kleinen, scheuen Phantasten, der mit linkischen Fingern Kornblumen in meinen leeren Schulranzen stopfte. Oder Mohn und Margeriten, von denen ich später einen umfangreichen Strauss auf sein Grab legte.

Damals, als ich noch einmal an einem späten milden Sommerabend verstohlen zurückging, auf den stillen, verlassenem Gottesacker. Hinter den wogenden Feldern.

Aber nun schweig und lass mich von den Rosen sprechen.

Noch während die niedlichen Muskaris unter den Birnenspalieren mit den pastellfarbenen Akeleien wetteifern, beginnt das Fest der Königinnen unter den Blumen. Einsame Königinnen ohne Gefolgschaft, und darum in Träumen an ihrem würdigsten Platz.

Oder als Geschenk für andere wirkliche Königinnen.

Herzensköniginnen. Dazu müssen sie rot sein. Dunkelrot und langstielig. Und duften müssen sie wie die Haut jener Frau, die Du schön findest. Schön, weil sie die Deine ist, Deine Geliebte, Deine Gefährtin – Deine Frau.

Weil sie all das verkörpert, was Du in sie hineinlegst.

Von Dir und der Welt. Und von einer Zeit, die wir die goldene nennen. Und die nicht von langer Dauer ist auf unserer Bahn.

Doch Sorge Dich nicht. Es gibt noch andere Höhepunkte.

Und andere Rosen. Auch rosa hat seinen Zauber.

Es lässt Dich an Kindstufen denken. Oder an Prozessionen.

Mit Kränzchen auf dem sorgsam gebürsteten, geflochtenen oder gelockten Haar.

Mit Weidenkörbchen an breiten Seidenbändern, aus denen Du gewichtlose, samtene Blätter auf Teppiche streust.

Und auf steinerne Fliesen unter der Kuppel eines Domes oder auch nur einer bescheidenen Kapelle, wo sie da oder dort ihren Duft oder ihren Glanz einbüßen, um einen allzufrühen Tod zu finden, was die meisten gottgewollt und die anderen erträglich finden.

Für ihr Herz.

Ach das Herz. Am wundersamsten wird es angerührt beim Betrachten der Hecke gelber Rosen, die nicht mir und nur in Abwesenheit des Besitzers für eine Weile zu meinem Reich gehört. Von weitem hat man den Eindruck einer üppigen, beinahe farblosen Baumkrone.

Erst beim Näherkommen überfällt mich ein zauberhaft zartes, fast durchsichtiges Gold, ein so diskret ferner Duft, und eine solche Fülle von vielblättrigen ganz- und halbverschlossenen Blüten, dass ich mich stumm bei den Filigranshatten auf den ungemähten Rasen voller weisser Gänseblümchen niederlasse.

Wie auf den Gebetsteppich einer uns streng verschlossenen Moschee. So denke ich.

Und weiter denke ich, dass auch dieser Ort ein Hort des Friedens ist. Wenigstens so lange, als die Flugzeuge und die Autos sowie die Radios ringsum schweigen. Und kein Laut ausser dem

Ruf eines Vogels die andächtige Stille durchbricht.

Auch wenn dieser Vogel nur eine Elster ist – oder eine Krähe.

Nun denn Ihr hohen Tannen.

Bald wird wohl ein Abschied sein.

SALUT drum – für meinen geliebten Rosenberg.

Rolf Hochhuth

Warum nicht Festspiele in Basel?

Überlegungen anlässlich des geplanten Abrisses des Küchlins

Freitag, den 21. Oktober 1988 meldete die Schweizer Tagesschau, dass 400 Delegierte aus 123 Städten der Schweiz in Locarno am jährlichen Treffen der «Vereinigung der Schweizer Städte» teilgenommen und während der Referate und Diskussionen unter anderen *die* Einsicht gewonnen hätten, dass der Rückgang des Tourismus um mehr als fünfzehn Prozent in allen Städten mit Ausnahme Luzerns nicht zuletzt dem mangelnden *kulturellen* Angebot während der Sommermonate anzulasten sei. Ob Basels Wirte, Hoteliers und Laden-Inhaber in diese Klage *allgemein* einstimmen, weiss ich nicht; doch einzelne bringen durchaus diese Klage auch vor, wenn man – nicht gerade in überfüllten Lokalen am Rhein-Ufer oder am Barfüsserplatz – im Juli oder August abends seinen Wein oder seine Stange bei ihnen trinkt, in ziemlich leeren Gaststätten . . .

Österreich wusste, warum seine Bundesregierung nach dem Hitlerkrieg sich am Beispiel Salzburgs orientiert und im entlegenen Bregenz Festspiele eröffnet hat, die heute ihren bedeutenden Rang innerhalb des Kultur-Lebens nicht nur des eigenen Landes einnehmen. Vor allem: ihren schon unentbehrlichen Platz in der Bilanz der Fremden-Industrie. Es ist merkwürdig, dass der *Staat* Österreich sich zu dieser Initiative erst aufzuraffen vermochte, nachdem *Private* auf eigenes Risiko ihm vorgemacht hatten, wie man in

einer wirtschaftlich verlorenen Kleinstadt namens Salzburg – keine hunderttausend Einwohner, materiell total verarmt nach dem Sturz der Monarchie 1918 – Festspiele begründen und rasch zu Weltruhm bringen konnte. Was Privatleute wie Max Reinhardt und Hugo von Hofmannsthal mit einigen Hoteliers dort begonnen hatten, musste anfangs durchgekämpft werden gegen den geballten Widerstand aller vereinigten Parteien und der Kirche, die sich unter dem Druck des internationalen künstlerischen und des regionalen wirtschaftlichen Erfolgs dann beeilten, diese Festspiele als *ihre* Kreation lärmend herauszustellen . . .

Als im Sommer 1988 in einem Basler Park Schauspieler aus «privatem» Spielbetrieb und mit ganz persönlichem finanziellem Risiko die «Dreigroschenoper» aufführten: war die offizielle Stimme Basels – das heisst die *einzig veröffentlichte* – in der tonangebenden Zeitung sarkastisch abfällig. Diesem Kritiker war niemals fragwürdig gewesen, dass im kulturellen Betrieb nicht nur der Schweiz, sondern auch Österreichs und der Bundesrepublik die – sonst nirgendwo in diesem Unmass übliche – Subventionierung der Stadt- und Staats-Theater die privaten vernichtet hat. Und dass ein Privater, der dennoch das halsbrecherische Risiko eingeht, Theater auf die Beine zu stellen, fünfzehn Prozent Vergütungs-Steuer von jeder verkauften Karte an